

# Predigtreihe zum Reformationsjubiläum 2017 in Prerow

## Novembermensch

Predigt zu Röm 3, 23f. am 6. August 2017 in der Seemannskirche Prerow

Pfarrer Dr. Karl Friedrich Ulrichs, Lutherstadt Wittenberg ([kfulrichs@gmx.de](mailto:kfulrichs@gmx.de))

Wie oft hatte er diese Zeilen aus dem Brief an die Römer gelesen – fest, auch hart wie in Stein gemeißelt – , wie oft gehört jene Sätze aus dem dritten Kapitel, erklärt und um die Ohren gehauen! Die Rechtfertigung aus dem Glauben – Martin wollte das ja auch hören und sich gesagt sein lassen. „So halten wir nun dafür, dass der Mensch gerecht wird ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.“ Durch den Glauben gerechtfertigt – das sollte auch ihm gelten und für ihn. Er las und hörte und erlebte in diesen Zeilen aber auch, was da über alle Menschen gesagt und geschrieben ist: Sie „ermangeln des Ruhmes, den sie bei Gott haben sollten.“ Und das war der Satz, der in ihm bohrte. Denn wenn er auf sein Leben blickte, schien ihm, als würde er beschrieben: Kein Ruhm bei Gott und keiner bei den Menschen. Ja, so war es in seinem ganzen Leben wohl gewesen: Er „ermangelte des Ruhmes“.

In der zweiten Novemberwoche geboren, wurde er nach althergebrachter Sitte am Tag und auf den Namen des heiligen Martin getauft und war damit gleichen Namens wie der Vater, er Martin Luther junior. Ein Novemberkind wie der Vater, und wie der mit dem unerbittlich wiederkehrenden November in der Seele. Dunkel und kalt war es dann, hinaus zu den Menschen konnte er nicht. Klamm fühlte er seine Hände und beklommen seine Brust.

Die Menschen „ermangeln des Ruhmes, den sie bei Gott haben sollten.“ Eine von Anfang an zutreffende Bewertung seines Lebens: Schon als Kleinkind das erste Malheur. Mochte der Vater in der Familie noch so liebevoll davon erzählen, er schämte sich als Kind, wenn Vater die alte Geschichte wieder einmal auftischte: Als Säugling sitzt er nackt auf Vaters Schoß – und er schießt ihm aufs Gewand, wie der Vater sagte, nie um einen derben Spruch verlegen. Eine Lebensszene: Martin sollte das Kind bleiben, das Scheiße macht. Kein Ruhm bei Gott und keiner bei den Menschen. Und das bei diesem Vater, dem ruhmreichen Reformator! Die Rede jetzt ist von Martin Luther, Martin Luther dem *Jüngeren*, 1531 geboren als viertes Kind des großen Martin und der großen Käthe. Dieser Martin Luther war ein Novembermensch. Gerade an ihm können wir uns etwas vom Glauben des Reformators deutlich machen.

Dieser Martin – auch ein Gabenmensch, begabt mit Liebe und Gemüt: Als Freund seiner Kleinkindertage, als er noch auf allen vieren krabbelt, erwählt er sich den Familienhund Tölpel. Die Liebe der Kinder und Tiere zueinander – eine klein-große Gottesgabe. Als Martin später seine Puppe liebt, schimpft der Vater mit ihm; der große Martin findet es für einen Jungen ungehörig, mit einer Puppe zu spielen, zärtlich zu sein. Luther will einen richtigen Jungen. Was der kleine Martin liebt, verachtet der große Martin. Das Kind muss sich mit der verachteten Liebe selbst mit verachtet fühlen. Er ermangelt des Ruhmes, den er beim Vater haben sollte. Vom größeren Bruder Hans und dessen Freunden wird der kleine Martin gemieden; er spielt deshalb vor allem mit seinem kleineren Bruder Paul. Der Vater sieht in den beiden kleinen Jungs die „lieblichsten Närrlein“ und „feinsten Spielvögel“. Diese seltenen lieben Worte sind kostbar, wir wollen sie hören – wie jene seltenen oder häufigen lieben Worte, die über uns gesagt werden.

Dass niemand an ihn, sondern an einen anderen denkt, wenn sein Name gesagt wird und geschrieben, kann einen Menschen frieren machen. Vierzehn Jahre alt ist Martin, als er jene kalte Woche erlebt, in der sein Name, *sein* Name, tausendmal gesagt wird, geflüstert, geweint: Martin Luther, ach! Sein Vater hatte ihn und seine beiden Brüder auf eine Dienstreise mitgenommen. Und ausgerechnet in Vaters Heimatstadt Eisleben muss der Junge Martin erleben, wie der Vater stirbt. Fassunglos steht er am Bett, von den hochgelehrten, berühmten, aber nicht eben verständnisvollen Kollegen des Vaters an den Rand gedrängt – auch das wie immer. Den kleineren Bruder Paul nimmt Martin in den Arm, versucht ihm ein Tröster zu sein (das Wort hat übrigens auch der Vater erfunden; dem Vater entkommt er nicht einmal in der Muttersprache). Worte hat er nicht für den Bruder und für sich. Überhaupt ist uns kein Wort von ihm überliefert, kein Wort, mit dem er sich Ruhm hätte erwerben können, wie es sein Vater vermochte mit seiner Wortgewalt und Wortkunst. Ein respektheischender Zug von fünfundvierzig Pferden und über hundert Menschen überführt den toten Vater nach Wittenberg, überall Glockenläuten und Menschenmengen, was den Sohn Martin mehr einschüchtert als berührt. Beim Einzug in Wittenberg, in aller Öffentlichkeit sieht Martin seine zur Witwe gewordene Mutter. Vor den Augen der Stadtbewohner, der Professoren und Studenten verbietet er sich selbst das Weinen, versagt sich die Umarmung, die er auf dem langen Weg doch ersehnt hat. Vielleicht hofft er, dass ihm diese mannhafte Haltung zum Ruhm gereicht.

Martin studiert. Dem Kind aus dem Akademikerhaus fällt der Anfang leicht – es geht bei der Bildung ungerecht zu wie heute. Aber dann die wohl mehr aus Verlegenheit gewählte Theologie! Das wird nichts, da macht er wieder Scheiße auf Vaters Schoß. Martin wohnt weiter im Luther-Haus *chez Mama* und bei den Geschwistern, was noch heute einen Studenten um jeden Ruhm bei den Kommiliton/innen bringt. Das wird nichts, er wird nichts, kein Theologe jedenfalls, einen Studienabschluss wird er nie machen. Wie einen Refrain hört er im Hörsaal, was sein Vater mit jenen Zeilen des Paulus aus dem Brief an die Römer gemacht, gesagt, geschrieben hat über den Glauben, über den Menschen. Und darin auch über ihn, den Sohn: Mensch ist er und groß, weil Gott ihn liebt, weil Gott sein Leben will und dafür göttlich-menschliches Leben am Kreuz dahingibt. Glauben will er das, es als Wahrheit über sein Leben erfahren. Glauben wollen wir das, es als Wahrheit über unser Leben erfahren: „So halten wir nun dafür, dass der Mensch gerecht wird ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.“

*Gott,*

*warum muss ich diesen Tod auch noch sehen,*

*warum meinen Blick auf das ausgezerrte Gesicht der Mutter heften und ihre schwachen Hände halten?*

*War Vaters Tod nicht schon zu viel für mich?*

*Und war sein Ruhm nicht zu schwer für meine Seele?*

*Jetzt auch noch Mutters stille Verzweiflung erleben. Und ahnen, dass ihr trauriger Blick mir gilt, meinem Leben, dem, was sie darin sieht,*

*und dem, was sie darin nicht sehen kann.*

*Gott, sei du mir Vater und Mutter! –*

Wie ein Psalm klingen die Gedanken, die Martin am Krankenlager seiner Mutter umtreiben und ihn zu Gott treiben. Sie waren vor der Pest nach Torgau geflohen, unterwegs ist Martin Augenzeuge des

Unfalls der Mutter. Nach drei Monaten Schmerzen stirbt sie. Zurückgekehrt nach Wittenberg versucht Martin ein Leben ohne Mutter. Mit der Sorge für seine Geschwister ist er überfordert, hat er doch mit sich selbst schon genug zu tun. Auch diese Bewährungsprobe für den jungen Mann ist kein Ruhmesblatt. Martin bewirtschaftet das Gut Wachs Dorf, es gelingt ihm mehr schlecht als recht. Er soll immerhin ein ganz tüchtiger Bierbrauer geworden sein. Wir wollen das (wie alle Berufe) nicht verachten, das mag eine Kunst sein und unseren Martin Luther befriedigt haben. Hatte nicht auch der Vater so gerne Bier getrunken? Wird er ihm wenigstens mit der Brauerei gerecht? Nicht wenige Wittenberger Gelehrte aber und missgünstige Kommilitonen spotten darüber. Nach fünf Jahren ist es mit dem ohnehin nicht beschaulichen Landleben schon wieder vorbei, das Gut muss verkauft werden, Martin zieht wieder ins Elternhaus. Er lebt nicht vom Nachruhm der Eltern – was schon problematisch sein könnte! –, sondern von ihrem Nachlass, nicht von Vaters Geist, von Mutters Liebe, sondern bloß von ihrem Eigentum, das er aufzehrt.

Ein heller Tag im Leben des Novembermenschen ist der 2. September 1560, der Hochzeitstag. Da heiratet Martin seine Anna – eine gute Partie, die Tochter des Bürgermeisters. Der Glanz des Hochzeitstages verblasst aber nur allzu schnell. Die viereinhalb Jahre dauernde Ehe wird eine karge Zeit. Im zusehends heruntergewirtschafteten Luther-Haus bewohnt das Paar nur das Erdgeschoss. Martin Luther steigt weiter ab, sinkt soweit herab, dass er sich oft bei den adeligen Studenten im Hause zum Essen und Trinken einlädt. Peinlich ist ihm das – der Vater war noch der tonangebende Gastgeber einer großen Tischrunde. „Des Ruhmes ermangeln“ – jedes Glas Wein auf Kosten der Studenten und auf ihr Wohl führt ihm diese Zeile vor Augen: „des Ruhmes ermangeln“. Fällt ihm dabei nicht auch die andere Zeile ein, fällt sie uns nicht ein, wenn wir auf dieses Leben sehen: „dass der Mensch gerecht werde ... durch Glauben allein“. 1564 muss Martin, völlig bankrott, mit seinen Geschwistern das Elternhaus an die Universität verkaufen. Sein Anteil am Erlös der väterlichen Bibliothek von etwa zweihundertfünfzig Gulden ist da schon lange aufgebraucht. Ich stelle mir vor, dass er wenigstens ein Buch des Vaters behalten hat und vielleicht sogar gelesen. Hat er beim Lesen Vaters Stimme gehört? Wo früher hunderte Bücher standen, Dutzende mit seinem Namen auf dem Titel, liegt jetzt noch ein Erinnerungsstück, das ihn gemahnt an jenen gerühmten Martin Luther, das ihn verzweifeln lässt an sich selbst, den ruhmlosen Martin Luther mit dem unruhigen Herzen und den leeren Händen. Nichts aus eigener Kraft hat er geschafft, nichts aus eigenem Geist, nichts von eigener Hand.

Kein Haus gebaut, keinen Baum gepflanzt, kein Buch geschrieben und auch kein Kind gezeugt. Ob sich das den Erfahrungen mit dem übermächtigen Vater schuldet? Am 4. März 1565 stirbt Martin Luther. Er braucht keinen Zettel zu schreiben mit der tiefsten Einsicht: „Wir sind Bettler, das ist wahr.“ Dass das wahr ist, die Wahrheit seines Lebens, weiß Gott, weiß er, wissen die anderen Menschen. Am Ende nimmt Gott ihn mit Ehren an. Die alten Wittenberger kennen den Psalm 73 und diesen kostbaren Gedanken des Glaubens gut, viel hatte Martin Luther, der Alte, Große, Ruhmreiche, dazu gesagt und geschrieben. Gott nimmt uns am Ende mit Ehren an. Mit einer Ehre, die er unserem Leben beilegt, indem er sieht, was wir übersehen, indem er vollendet, was uns nicht gelingt, indem er heilt, was andere verletzen. Nach diesem Leben, nach diesen dreiunddreißig Jahren des jüngeren, des kleinen, des unbedeutenden, des ruhmlosen Martin Luther, müssen die Wittenberger darum noch etwas zeigen und tun. So wird Martin Luther ehrenvoll auf dem Friedhof an der Stadtkirche beigesetzt, als sei er ein Mann des Glaubens, der Gelehrsamkeit, des Geldes wenigstens. Und obwohl er nur ein Mensch des tastenden Glaubens war, ein Mensch der verfehlten Gelehrsam-

keit und des verlorenen Geldes, wird er doch mit Ehren angenommen. Ein kleines Zeichen und ein Trost für die verzweifelte Anna. Dass die, die vor uns gehen, nicht verloren gehen, sondern angenommen und angekommen sind mit ihrem unruhigen Herzen in Gottes Ruhe. Wenn wir uns das Leben dieses Martin Luther vorstellen, hoffen wir, dass ihm dieses Psalmwort und die schweren Gedanken des Paulus und des Vaters geholfen haben, hoffen wir, dass er sein unruhiges Herz hat schlagen hören in der Sehnsucht nach der Ruhe bei Gott; die war ihm nicht erst für den März 1565 verheißen, sondern im November 1531 für alle dreiunddreißig November und alle Seelennovember. Seit Jahrhunderten liegt sein Grab heute unkenntlich unter dem Pflaster des Wittenberger Kirchplatzes. Wer noch heute in die Lutherstadt kommt, besucht auch diesen Martin Luther. Er ist uns näher, als wir denken.

Und näher, als wir denken, ist uns auch dieses Leben eines Novembere Menschen. Sein Leben, das tatsächlich so war, und unser Leben, das uns immer wieder so zu sein scheint, unser Leben, das so zu werden droht. Kein Ruhm bei Gott und keiner bei den Menschen. Kein Ruhm, aber gerechtfertigt. Eine Hoffnung gegen die Erfahrung. Wo Ruhm war, wird Liebe sein. Wo der verzweifelte Versuch war, berühmt und gerühmt zu werden, wo die Sorge war, „des Ruhmes zu ermangeln“, wird Liebe erfahren werden und Ehre. Nicht erst am Grab – da aber gewiss auch! –, sondern auf jedem unserer Schritte dorthin, an jedem unserer Tage, bis unser Herz Ruhe findet. Auch heute also dieser andere Satz, der immer der *andere* Satz bleiben wird: „dass der Mensch gerecht werde ... allein durch den Glauben.“

Amen.